

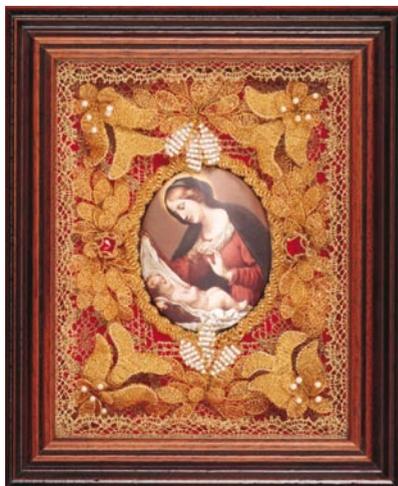


Heft 1 • Dezember 2002

Mitteilungen  
des Fabrikmuseums  
Roth



Heft 1 • Dezember 2002



*Titelbild und Bild oben:  
Klosterarbeiten von Inge Schmidt, Hof*

## Inhalt

- 4 Bericht des Museumsleiters
- 7 Die Obere Mühle in Roth
- 18 Neues Wasserrad für die Obere Mühle
- 19 Bilder einer vergangenen Zeit – Roth am Sand
- 23 Klösterliche Arbeiten im Rother Fabrikmuseum

## Impressum

Herausgeber: Historischer Verein Roth e.V.

Redaktion: Hans Peuschel (LEONI AG)

Layout: Christine Janner (LEONI AG)

## **Liebe Mitglieder und Freunde des Rother Fabrik museums,**

**3**

an die Vorstandschaft des Historischen Vereins Roth ist von verschiedenen Seiten der Wunsch herangetragen worden, doch auch in schriftlicher Form über die Arbeit des Vereins im Allgemeinen und über das Fabrikmuseum im Besonderen zu berichten. Wir kommen diesem Wunsch gerne nach und präsentieren Ihnen hiermit die erste Ausgabe unseres Museumskuriers.

Darin geben wir nicht nur Rechenschaft über die vom Historischen Verein und seinen im Fabrikmuseum engagierten Mitgliedern geleistete Arbeit, sondern informieren auch über historisch interessante Themen. Unser besonderer Dank gilt dabei vor allem den Autoren, die mit Akribie und Fleiß umfassende Fakten und Daten zusammengetragen und in unterhaltsamer Form niedergeschrieben haben. Dank gilt aber auch der LEONI AG, die dieses Heft erstellt und den Druck ermöglicht hat.

Es ist unser Bestreben, diesen Museumskurier – der wenigstens einmal im Jahr erscheinen soll – zu einer beständigen Einrichtung zu machen. Für Anregungen und auch für Kritik sind wir jederzeit offen. Wir hoffen, dass Ihnen unser Museumskurier gefällt und wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Der Vorstand

# Besucherstatistik, und Aktivitäten im Fabrikmuseum 2002

## Arbeitsstunden

Walter Gsänger (Museumsleiter)

### Besucherstatistik

Das Jahr 2002 wurde mit 3201 registrierten Besuchern abgeschlossen. An 70 Öffnungstagen wurden 915 Einzelbesucher gezählt, wovon 41 im Besitz eines Ferienpasses des Landkreises Roth waren. Der Schwerpunkt lag mit 71 % Anteil wieder bei den Gruppen. Gezählt wurden insgesamt 84 Gruppen mit 2286 Personen.

- 4 Leider gab es auch Tage ohne Besucher. Von den 70 Öffnungstagen waren 5 Samstage, 3 Sonntage und 1 Mittwoch ohne Besucher.

Insgesamt können wir mit diesem Besuch sehr zufrieden sein, ist er doch der zweithöchste in der Geschichte unseres Museums.

### Arbeitsstunden

20 ehrenamtliche Mitstreiter brachten für Museumsdienst, Gruppenführungen einschließlich Werkstattdienst und Verwaltung insgesamt 1580 Arbeitsstunden auf. Davon entfielen auf:

Aufsicht	120 Stunden
Werkstattdienst	1036 Stunden
Gruppenführungen	328 Stunden
Verwaltung	96 Stunden
Summe	1580 Stunden

Während des jeden Dienstag vormittag stattfindenden Werkstattdienstes wurden von den Helfern anfallende Wartungs- und Reparaturarbeiten mit fachlich wie handwerklich perfektem Einsatz unfallfrei über die Runden gebracht.

Besonders erwähnenswert sind dabei die Verbesserung bzw. der Anbau eines Ablaufs von Webbändern an zwei Schnellläufer-Bandwebstühle. Außerdem wurde ein historischer Jacquard-Steuerkopf der ersten Generation für Vorführungen an die Besucher funktionell aufbereitet.

### Historisches Wasserrad (1418) für die Obere Mühle.

Da der Mühlbach und das Bauwerk zur Installation eines Wasserrades noch vorhanden sind, bemühen wir uns, mit Hilfe einer Fachfirma ein Wasserrad nach historischem Vorbild wieder zu erstellen. Die erforderliche wasserrechtliche Genehmigung und das Einverständnis des Bauwerk-Eigentümers (LEONI) wurden eingeholt. Jetzt fehlt nur noch das Geld (siehe auch Seite 18).

## Weitere Aktivitäten 2002

- Januar:** **Freizeitmesse in Nürnberg.** Bereits zum zehnten Mal stellten wir uns auf dem Stand des Landkreises Roth mit einer Lahnband-Webmaschine (Schnellläufer) im aktiven Einsatz vor. Dieses Engagement ist immer ein voller Erfolg und eine hervorragende Werbung sowohl für die Stadt Roth als auch für das Fabrikmuseum.
- Mai:** **Sonderausstellung „Klosterarbeiten“** siehe gesonderten Bericht ab Seite 23.
- April:** **Fachmesse „WIRE“ für Draht- und Kabelhersteller Düsseldorf.** Wir waren über den zuständigen Verband eingeladen und vier Tage mit einem Historischen Spulrad (Eiszapfen) und einer Häkelgalonmaschine durch Cäcilie und Theo Satzinger vertreten. Die Messebesucher waren von der Vorführung der alten Fertigungsmethoden begeistert.
- Juni:** Mit der Drahtziehmaschinenfabrik Niehoff Schwabach stehen wir in engem Kontakt, da wir öfters Kunden dieser Firma durch das Museum, speziell die historische Drahtzieherei, führen. Auf unseren Wunsch hin baute die Lehrwerkstatt nach alter Skizze ein **mittelalterliches funktionsfähiges Drahtzugmodell** (Maßstab 1 : 20). Dieses Modell ist zu einem absoluten Museums-Highlight geworden.
- Juli:** **Russischer Chorgesang** im Fabrikmuseum, siehe auch Bericht über die Sonderausstellung „Klosterarbeiten“ (Seite 24 Mitte).
- September: Trachtenmesse in Greding.** Zum neunten Mal waren wir mit unserer kleinen Häkelgalonmaschine dabei: als Werbeträger für die Stadt Roth und das Fabrikmuseum. Dazu wird uns für die 2 Tage von der Stadt Roth dankenswerter Weise ein Stand zur Verfügung gestellt. Die von uns dort gezeigten und teilweise vor Ort hergestellten Produkte (Borten und Bänder) sind – weil schwer zu bekommen – bei den Trachtlern hoch begehrt.
- September: Diavortrag „Alt Roth“** – siehe Bericht ab Seite 19).
- Oktober: Tagung des Arbeitskreises der Museumsleiter Ostfranken/Oberpfalz** mit Besichtigung von Schloss Ratibor und Fabrikmuseum. Zur Jahresversammlung und zum Erfahrungsaustausch waren wir als Gast in einen Tagungsraum der LEONI Kabel GmbH & Co. KG, Roth, eingeladen. Lilli Gsänger und Edeltraud Ludwig sorgten mit Kaffee und Kuchen für das Wohlbefinden der Gäste .
- Oktober: Exkursion nach Buttenheim.** Unser traditioneller Herbstausflug führte uns diesmal nach Buttenheim ins Levi-Strauss-Museum, einem Museum einer ganz anderen Art! Bei Brotzeit, Kaffee, Kuchen und mit Gatscha's Hausmusik fand der Ausflug einen harmonischen Ausklang.

## **Vorschau auf 2003**

Samstag, 17. Mai 2003

### **Besichtigung des Draht- und Litzenwerks der LEONI Draht GmbH & Co.KG**

in Kötzing im Bayerischen Wald, mit zusätzlichem kleinen Ausflugsprogramm.

Genauere Mitteilung erfolgt noch.

Freitag, 30. Mai 2003, 20.00 Uhr

**Hammerklavier-Konzert** im Fabrikmuseum; Pianist: Martin Dalheimer.

**6**

Freitag, 6. Juni bis Sonntag, 27. Juli 2003, täglich von 13.00 bis 17.00 Uhr

**Sonderausstellung „Goldhauben“** im Fabrikmuseum.

### **Wichtiger Hinweis:**

Während der Dauer der Stadtgartenschau vom 28. Mai bis 27. Juli 2003 wird das Fabrikmuseum täglich geöffnet haben.

## **Fundgrube**

Lieber Leser und Museumsfreund,

haben Sie vielleicht auf Ihrem Speicher einen sogenannten „Henkelmann“ (Essenshäfele)? Gemeint ist ein Behälter aus Email oder Aluminium, in dem früher das Mittagessen an den Arbeitsplatz mitgenommen wurde. Die Arbeiter waren damals alle noch Selbstversorger, da es in den Betrieben noch keine Kantinen gab!

Wir sind dabei, eine kleine Sammlung in unserem Sozialbereich aufzubauen, mit der demonstriert werden soll, wie die Arbeiter Anfang des 20. Jahrhunderts lebten und mit welchen Mitteln sie sich ihr Arbeitsleben gestalteten.

Sollten Sie fündig werden und das gute Stück erübrigen können, rufen Sie bitte unter der Telefon-Nummer 09171/856661 an. Für Ihre Mühe bedanke ich mich bereits im voraus.

Walter Gsänger (Museumsleiter)

## Die Obere Mühle in Roth.

Wilhelm Mehl



*Die Obere Mühle 4  
beherbergt heute  
das Fabrikmuseum*

7

**Mit Ablauf des Oktober 2002 hat unser Fabrikmuseum die zweite Saison nach dem Umzug von der Otto-Schrimppf-Straße in die Obere Mühle 4 hinter sich gebracht. Vor allem in der Zeit der Neu-Einweihung wurde oft darauf hingewiesen, dass das Museum jetzt am Ort des Beginns der Industrialisierung Roths angekommen ist. Diese Feststellung gibt Anlass, einmal nachzudenken über die Geschichte der Oberen Rothmühle.**

### **Zwei Mühlen an der Roth?**

Wenn man von der Oberen Mühle spricht, müsste es logischer Weise auch eine Untere Mühle geben oder zumindest gegeben haben. So ist es auch. Die Untere Mühle war Bestandteil der Anfangsiedlung Roths, dem Dorf „Rot“, welches ursprünglich zum 1007 gegründeten Bistum Bamberg gehörte. Dieses Dorf hatte für die bischöfliche Verwaltung einen Herrenhof (jetzt Gasthof „Schwarzer Adler“) und war um den heutigen Willi-Supf-Platz angeordnet. Dass dieser Herrenhof eine eigene Mühle errichtete, ist selbstverständlich. Sie war als Mahlmühle zur Versorgung der Dorfbewohner notwendig und besetzte den Platz der späteren Supf'schen Stanniolfabrik (Willi-Supf-Platz 2 – Tschulin Rothal). Ihre Entstehung darf für das 11. Jahrhundert angenommen werden, Unterlagen darüber fehlen jedoch.

Nicht so bei der Oberen Mühle. Deren Entstehung ist recht genau nachweisbar. Das Behaimsalbuch berichtet 1380 von einem Ullein Putendorfer, der in der Stadt Roth (seit 1363 urkundlich) ein Haus innehatte. An dessen Wehr am Rothfluss durfte der Rother Bürger Ulrich Reinsmit mit herrschaftlicher Genehmigung durch den Markgrafen eine sleyfmu (Schleifmühle) errichten. Dies war im Jahre 1408. Die alte Mühle nannte man jetzt Nydermüll oder Mühle bei Sant Nyklaskyrchen oder Stadtmühle.

## **14. Jahrhundert: Frühe Nutzung der Wasserkraft in der Metallverarbeitung**

Anders als die Mahlmühle an der unteren Roth diente die oberhalb gelegene Schleifmühle nicht der Nahrungsversorgung der Bevölkerung. Es mussten also andere Gründe für ihre Errichtung vorgelegen haben. Tatsächlich kam der auslösende Innovationsschub von den Nürnberger Handelsherren (u. a. Behaim, Tucher, Stromer, Tetzel). Die seit Beginn des 14. Jahrhunderts für den Weltmarkt produzierenden innerstädtischen Metallbetriebe Nürnbergs konnten den gestiegenen Handelsbedarf nicht mehr decken. Deshalb wurde auch das Umland gefordert. Der Aufschwung des Metallgewerbes mit seiner enormen Differenzierung und Arbeitsteilung schwappte auch nach Roth über und es erwuchs hier ein stattlicher Metall-Handwerkerstand, der nahezu vollständig für Nürnberg arbeitete.

8

In unserer ältesten Quelle, dem Ehaftbuch I (Stadtarchiv Roth), wird die Vielfalt der Rother Metallgewerbe deutlich. Zainer (Stangen- bzw. Drahtschmied), Nadler, Drahtzieher, Messerer, Klinggen- und Sensenschmiede, Schleifer, Kannengießer und Messingschläger werden erwähnt. Im markgräflichen Urbar von 1434 wird diese reichhaltige Palette von Metall-Handwerkern bestätigt. Zur damaligen Zeit entstanden gerade die Familiennamen aus den Berufsbezeichnungen. So begegnet uns ein Reinsmid, ein Slosser, der krum Smid, der Greulein Smid, der Staheler (Stahlmacher), der Eysen.

Bei diesem kräftigen Aufschwung genügte der Mensch als alleinige Antriebskraft bald nicht mehr, weshalb man schon frühzeitig die Wasserkraft auszunützen versuchte, um die Produktionsmengen zu steigern. An den bedeutenden Zentren der Waffenproduktion wie zum Beispiel in Nürnberg standen spätestens seit Beginn des 14. Jahrhunderts Schleifmühlen (Schwertfeger, Harnischpolierer).

Im 9. Jahrhundert gehörten zum Schleifen noch zwei Mann: Einer drehte mit der Kurbel die Schleifscheibe, der andere führte das Werkstück. Personaleinsparung war zu erzielen, indem die Schleifscheibe vom Schleifer selbst mit einem Pedal angetrieben wurde. Die Schleifmühle schließlich bewegte mehrere Schleifscheiben zugleich. Massenfertigung, Rationalisierung, Verlagerung von Arbeit und Personalabbau bei gleichem Arbeitsumfang waren die Folgen. Die Parallelen zur Gegenwart springen ins Auge.

### **1408: An der Oberen Mühle gab es eine Schleifmühle ...**

Die in den Welthandel eingebundenen Metallmeister Roths eiferten ihren Vorbildern in der Reichsstadt Nürnberg nach. Man musste – schon aus Konkurrenzgründen – auch hier die vorhandene Wasserkraft ausnützen und erreichte die Genehmigung des Markgrafen für je eine Mühle an der Rednitz und an der Roth.

Nun gab es also ab 1408 an der oberen Rothmühle eine Schleifmühle. Aus oben Gesagtem ergibt sich, dass die Produktion eines einzelnen Meisters die Kapazität einer Schleifmühle nicht auslastete. Der Reinsmit dürfte deshalb nicht selbst produziert, sondern um Lohn geschliffen haben: Die Kundschaft brachte ihre Rohprodukte, ließ sie schleifen und bezahlte dafür (Arbeitsteilung).

Man muss sich die Schleifmühle als einfache Konstruktion vorstellen, wie sie noch 1612 in der Zunftstube der Klingenschleifer Nürnbergs und Umgebung (Schwabach, Roth, Kornburg, Wendelstein) als Symbol ihres Gewerbes dargestellt wurde: Die verlängerte Achse eines Mühlrades war zugleich die Achse der runden Schleifsteine. Wie beim Vorbild, dem Schleifen von Halbedelsteinen, lagen auch die Klingenschleifer bäuchlings auf einem schrägen Brett über der Schleifscheibe, vermutlich um ihre Augen durch wegfliegende Metallspäne und Splitter weniger zu gefährden.

9

### **... und ein Hammerwerk.**

Parallel zum Schleifen mit Wasserkraft wurde es im 14. Jahrhundert üblich, Wasserräder auch zum Heben von Hämmern auszunutzen. Meistens ist nicht bekannt, wann eine Hammermühle errichtet wurde. Wir können uns nur an die Jahreszahl halten, wann ein solches Werk in einer Urkunde, einer Kaufabrechnung, in einem Zinsbuch oder in einem Rechtsstreit auftaucht. Auf diese Weise lernen wir z. B. aus unserem Bereich 1398 einen Cuntz Hamersmit von Steinelbach (Hämmerleinsmühle am Steinbach bei Georgensgmünd) kennen. Oder wir wissen, dass es 1409 einen Schmied auf der Ockersmül (Eckersmühlen) und einen Zainhammer auf der Sorg (bei Wendelstein) gab.

Das technische Grundprinzip der Hammerwerke (Besuch des Museums Eisenhammer Eckersmühlen empfohlen!) ist identisch mit dem der Walkmühlen in der Textilindustrie. In beiden Fällen wird von einem Mühlrad mittels eines primitiven und wenig effizienten Getriebes Kraft auf die Apparatur der Arbeitsmaschine übertragen. Die Achse des Mühlrades wird verlängert zum sogenannten „Wellbaum“ mit darin verzapften „Nocken“. Ursprünglich war dies einfach ein Baumstamm mit herausstehenden Aststümpfen. Im Rhythmus des Mühlradumlaufs wurden die Schmiede- und Walken-Hämmer durch den Druck der Nocken gehoben, entweder von oben auf den Stiel des als zweiarmligen Hebel gelagerten „Schwanzhammers“, oder von unten auf den einarmigen Stiel des „Aufwerfhammers“. Allein durch ihr Niederfallen verrichteten die Hämmer die verlangte Verformungs- oder Verdichtungsarbeit.

Das Gewicht der Hammerköpfe richtete sich nach der verfügbaren Wasserkraft und nach ihrer Aufgabe (z.B. Eisen- oder Messingarbeit). Nach dem Gewicht der Hämmer wurden dann die Hammerwerke klassifiziert und besteuert. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die Loh-, Papier, Farb- und Pulvermühlen sowie die großen Blasebälge der Schmiedewerke und Schmelzhütten nach dem gleichen Prinzip arbeiteten.

### **1409: Die Obere Mühle ist zweigeteilt.**

Die markgräfliche Genehmigung hatte zur Folge, dass die Mahlmühle bei der Nikolauskapelle durch eine Walkmühle ergänzt wurde (s. oben!) und für den 1410 bezeugten Zainer wurde auf der Oberen Mühle gleichzeitig mit der Schleifmühle ein Hammerwerk errichtet. Die Meldung über den Hammer erscheint allerdings erst 1432. Dabei ist von zwei Rädern die Rede, die sich auf der Obermül befanden (wohl eines für die Schleiferei und eines für den Hammer). Das geht aus dem Ehaftbuch hervor, denn im Jahre 1409 wird der Obermülner Chuntz genannt und ein Jahr später erfahren wir, dass er Chuntz Englart hieß. Somit ist die Aufteilung der Oberen Mühle in ihrer Anfangszeit klar: Reinsmit war der Besitzer der Schleifmühle, Englart war Eigentümer der Hammermühle. Allerdings verkaufte letzterer seinen Anteil schon 1410 an den Rother Stadtrichter Cunz Speiser.

10

### **8. Jahrhundert – Beginn der Entwicklung des Drahtzieher-Handwerks.**

Schmuck und Schutz waren die frühesten Anwendungsgebiete des Drahtes. Für die im Altertum zu Schmuck verarbeiteten Drähte aus Gold und Silber genügten die Handhämmer der Goldschmiede. Für die geforderten geringen Dimensionen reichten Gießen und Ausschmelzen (Gold, Silber) bzw. Verdrillen und Schlagen von Metallstreifen (Kupfer, Messing Eisen). Aufwändig und mühsam war die Drahtfertigung dennoch. Erst die Entwicklung des Zieheisens brachte Erleichterung der Drahtherstellung, insbesondere von Eisen.

Seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert war der keltische Kettenpanzer aus (groben) Bronze- oder Eisenringen bekannt. Auch Römer (um die Zeitenwende) und Wikinger (Völkerwanderung) nutzten gezogenen Draht als Schutzkleidung. Den entscheidenden Impuls für die Ausprägung eines eigenständigen Drahtzieherhandwerkes brachte im 8. Jahrhundert die Entwicklung des (feinmaschigen) Ganzkörper-Ringelpanzers. Dadurch stieg der Bedarf an Eisendraht erheblich.

*Kettenhemd und Helmbrünne aus dem 13./14. Jahrhundert aus Tausenden von Eisendrahtingen.*



Bis ins 14. und 15. Jahrhundert wurde der Draht allein mit Hilfe der Muskelkraft gezogen. Dabei war das Zieheisen das wichtigste Werkzeug. Die Entwicklung der Ziehtechnik begann mit dem sogenannten „Trampelzieher“. Sein Name gibt uns den Hinweis auf das angewandte Ziehverfahren: Der Drahtzieher stellte sich mit beiden Füßen auf die Enden des Zieheisens, das auf einer Fußbank lag. Anschließend zog er den Draht aus der Hocke heraus mit der Zange durch das „Hol“ (konisches Loch). Dieses körperlich sehr anstrengende und mühsame Verfahren war für Feindraht und nur bedingt für mittelstarken Draht geeignet.



*Trampelzieher, Spätmittelalter – Ausschnitt aus einem Kupferstich*



*Leirenzieher, Nürnberg 1529 – lavierte Federzeichnung*

Eine wesentliche mechanische Verbesserung stellt das „Leirenziehen“ (von Leier = Kurbel; Ziehtisch) dar, das auf einem Tisch erfolgte. Der Ziehtisch in unserem Museum genügt für Feindraht. Für Mitteldraht musste die Hebelkraft an der Spule, die von Hand gedreht wurde, mittels verlängernder Speichen vergrößert werden.

Für die Herstellung von mittleren und feinen Drähten wurde Grobdraht als Ausgangs-Halbzeug benötigt. Wegen des hohen Verformungswiderstandes von Eisen reichte der Zug mit Muskelkraft nicht aus. Die Hauptarbeit bei der Erzeugung von Grobdraht lag bis ins 14. Jahrhundert bei den Zain- und Drahtschmieden. Jedoch war das Ausschmieden von (für das Ziehen geeigneten) Grobdrähten technisch sehr schwierig und wegen des hohen Ausschusses ineffizient.

Um 1360 hat ein Nürnberger Schmied namens Rudolph das Ziehen von Grobdraht erfunden. Damit war das Aus der Drahtschmiede besiegelt. Allein der Zainer blieb, bis auch er von Walzwerken verdrängt wurde. Aus Roheisen fertigte der Zainschmied im Hammerwerk seine Eisenstänglein (Zaine). Der dünne Zain wurde mit einer Feile angespitzt und mit einer Zange durch die (verschieden starken) Löcher einer gehärteten Eisenplatte (Zieheisen) gezogen. Der (Grob-) Drahtzieher saß dabei auf einer Schaukel (Schocke → Schockenzieher). So konnte er sein ganzes Körpergewicht einsetzen und nach hinten stemmen. Mittels einer Zange zog er den Grobdraht einige wenige Zentimeter durch das feststehende Zieheisen. Vor dem nächsten Ziehvorgang durch eine kleineres Hol (Loch) musste der Schockenzieher die in den Draht eingedrückten Zangenbisse mühsam ausfeilen oder wegschaben.

Das Schockenziehen erbrachte zwar besseren Grobdraht als das Drahtschmieden, verursachte aber große körperliche Anstrengung und erlaubte nur geringe Produktionsmengen. Dementsprechend selten und teuer war der Draht.

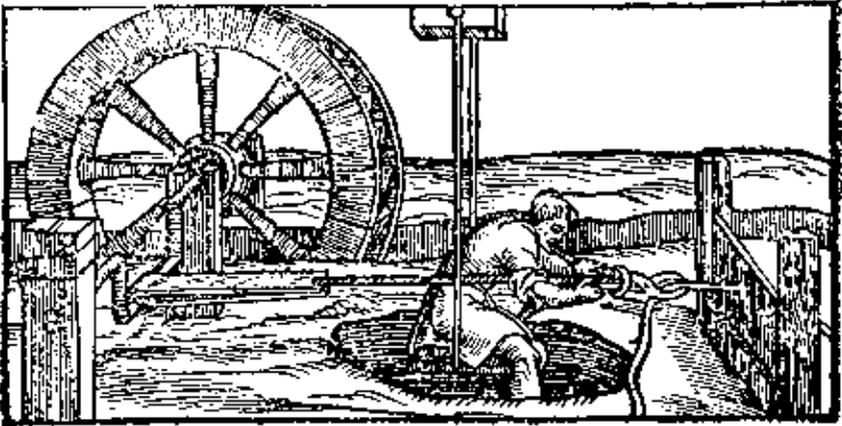
Diese Unterversorgung der Mittel- und Feindrahtzüge wirkte sich sehr hemmend und nachteilig aus. Gerade Nürnberg, damals größte und wichtigste Stadt des Reiches, besaß die am meisten spezialisierten, differenzierten und arbeitsteiligen Metallgewerbe Europas. In einer Vielzahl ihrer



13

*Schockenzieher, Nürnberg, um 1425 – lavierte Federzeichnung.*

Fertigungsprodukte waren Draht und Drahtwaren in Form von Nieten, Federn, Haken, Ösen, Ketten, Musiksaiten, Drahtsieben und -netzen, Drahtbürsten, Wollkämmen und Kettenhemden verarbeitet. Somit war Draht für die wirtschaftliche Entwicklung Nürnbergs und seines Umlandes die Schlüsselfunktion. Insbesondere das Nadlergewerbe verlangte nach dem Einzug der Öhrnadel in Deutschland (um 1400) nach erheblichen Drahtmengen.



*Wassergetriebener Grobdrahtzug mit Pleuelstange, Schaukel (Schocke) und halbautomatisch durch Ringmechanik schließender Zange, Italien 1540 – Holzschnitt.*

Um 1400 entwickelte deshalb eine Gruppe Nürnberger Drahtzieher (um Ulrich Mülner) und Müh-  
lenspezialisten einen mechanischen wassergetriebenen Zug für Grobdraht. Anders als bei der  
Schleifmühle wurde hier die Welle des Wasserrades durch eine gekröpfte Welle (Kurbelwelle) ver-  
längert. Der Pleuel (bestehend aus Ledermanschette, Tau und Ziehzange) wandelte die Drehbe-  
wegung der Kurbelwelle in eine Hin- und Herbewegung um. Der Drahtzieher führte nur noch die  
Ziehzange, die sich bei Zug durch eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Ringmechanik automa-  
tisch schloss. Für das Wiederöffnen der Zange und ihr richtiges Nachfassen bzw. Zugreifen am  
Draht im Rhythmus der Pleuelbewegung war der Drahtzieher zuständig. Damit er diese Aufgabe  
zuverlässig und möglichst ermüdungsfrei den ganzen Arbeitstag bewältigen konnte, saß er auf  
einer Schaukel.

Mit dieser halbautomatischen Vorrichtung war es nun möglich, einen wesentlich gleichmäßi-  
geren Draht in größeren Mengen zu erzeugen, der dadurch auch billiger war. Dies war gerade we-  
gen der Hochkonjunktur der drahtverarbeitenden Berufe dringend nötig. Alle Welt verlangte den  
härtpbaren, gleichmäßig gezogenen Eisendraht, von dem man jetzt wesentlich größere Mengen  
benötigte.

#### **1418: Niclas von Preissen bringt das Drahtrad an die Obere Mühle.**

In diese Zeit herein fällt glücklicherweise die großartige Erfindung der Drahtmühle in Nürnberg.  
Leider konnte sie (vorläufig) nicht genutzt werden. Der Rat der Stadt – zu der Zeit wenig fort-  
schrittlich gesinnt – zwang nämlich jenen Ulrich Mülner und seine Kollegen 1403 zum Schwur,

dass sie das „ ... rad, das drot solt gezogen haben, daz sie das abrechen und den czeug (das Mühlgeschirr) auch prechen und daz sie dieselbe kunst nymer treiben und auch nymant lern, die weil sie leben on des rats wort (Genehmigung) und urfehnd ...“

In Roth und Eckersmühlen galt jedoch „des rats wort“ der Nürnberger nicht, so dass Niclas von Preissen hier im Jahre 1418 seine für die damalige Zeit revolutionären Drahträder errichten konnte. Es ist zu vermuten, dass er vorher in Nürnberg in einer der neuen Drahtzugmühlen mitgearbeitet hatte, die jedoch mit den Ratserslassen der Stadt Nürnberg Nr. 120 und 121 vom 18. April 1403 verboten wurden und zerstört werden mussten. Niclas ließ sich daraufhin im festen Glauben an die neue Drahtzieh-Technik im Lande des mit den Nürnbergern verfeindeten Burggrafen nieder, um dort Drahtmühlen zu bauen.

Niclas konnte über kein eigenes Vermögen verfügt haben, denn von überall her ließ er sich Geld leihen. Beim Umbau der Schleifmühle zur Drahtmühle hat er sich wahrscheinlich übernommen, so dass es schnell zu Zerwürfnissen mit seinen Gläubigern kam. Der Ärmste wurde 1422 verklagt und entzog sich 1425 seinen Verpflichtungen, indem er nach Nürnberg zurückkehrte (oder flüchtete?). Dort wohnte er nun „unter der vesten“ und erlebte 1426 zum zweiten Mal die Errichtung einer Drahtmühle im Stadtgebiet, diesmal mit Erlaubnis des Rats der Stadt. Sicher war dabei „Niclaß, dratzihier zu Nurenberg“ nicht unbeteiligt. In Roth aber bestand die von ihm gegründete Drahtmühle weiter, ebenso in Eckersmühlen.

### **Die Obere Mühle im Konkurrenzkampf.**

Niclas von Preissen war wohl nie Eigentümer auf der Oberen Mühle, sondern nur „Beständner“ (Pächter). Eigentümer der Drahtmühle war 1425 Cunrad Nushak. Er betrieb das Werk aber nicht selbst, sondern überließ sein „tratrad an der Obermühl“ auf 10 Jahre dem Großen Heinz. Diesem ging es offensichtlich besser als dem Niclas, wengleich auch er einmal (1442) von Simon Trattziher wegen 14 Gulden verklagt wurde (rückständiger Lohn?). Ansonsten war der Drahtmühle offenbar ein recht gedeihliches Arbeiten beschieden, da es nur wenige Eigentümerwechsel gab.

Das Hammerwerk auf der Oberen Mühle wechselte dagegen öfters den Besitzer. Man darf annehmen, dass die Konkurrenz in dieser Branche erheblich größer war, denn Hammerwerke waren nach 1400 nur so aus dem Boden geschossen, besonders an der Pegnitz und in der Oberpfalz.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts trat die steirische Konkurrenz auf den Plan. Eine Überzahl an eisenverarbeitenden Mühlen hier und billigeres Schieneisen (Eisenstangen) aus der Steiermark hatten zur Folge, dass die Zahl der Hammerwerke im nordbayrischen Raum um ein Drittel zurück ging. Ein weiteres Eingehen vieler Betriebe hatte der Verkauf rheinländischen Eisens (von Lahn und Sieg) in Nürnberg (nach 1504/05) zur Folge.

Heute würden wir von einer Strukturkrise sprechen. Die bis dahin noch nicht erledigten Betriebe mussten sich umzustellen. Die einen gaben die Fabrikation von Schieneisen auf und erzeugten von nun an Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, wie Schaufeln, Beile, Ketten, Sensen usw. Die anderen wandten sich der sog. „weiterverarbeitenden“ Industrie zu. Sie betrieben z.B. die Nadlerei (Schwabach, Abenberg) oder die Herstellung von Feindraht und Drahtgespinst (Roth).

### **1501: Die Obere Mühle wird eine Mahlmühle.**

16 Man muss annehmen, dass die Obere Mühle im Konkurrenzkampf unterlag und gegen Ende des 15. Jahrhunderts einging. Erst 1501 wird wieder etwas von ihr vermeldet. In diesem Jahr hat sie „Linhard Swab der Truhendinger“ (Leonhard Schwab aus Wassertrüdingen) wieder aufgebaut. Allerdings betrieb man im Neubau keinen Hammer und keinen Grob-Drahtzug mehr, sondern mahlte Korn zu Mehl. Nebenbei: Dieser Linhard errichtete im gleichen Jahre die Ölmühle „oben an der Roth“. Sie arbeitete vermutlich bis ins Petroleumzeitalter (um 1860). Doch ist heute davon nichts mehr zu sehen.

Die Rother Drahtzieher hatten sich schon längere Zeit vorher auf das Ziehen von Silber- und Messing-Drähten (später auch von Leonischen Drähten) umgestellt, wozu kein Wasserrad nötig war. Feindraht zog man zu Hause auf dem Ziehtisch.

### **1618 – 1648: Der 30jährige Krieg zerstört. – Langsame Erholung.**

In den Geschichtsquellen sind bis zum 30-jährigen Krieg fünfzehn Eigentümer der Mahlmühle auf der Oberen Mühle nachgewiesen. 4 Mahlgänge arbeiteten. 1639 zündeten Piccolominis Soldaten die Obermühle an. Nur die Scheune blieb vom Feuer verschont. 1642 erbaute Daniel Miltner behelfsmäßig „ein kleines Hüttlein, worunter er mahlen konnte“. 1645 zerstörte auch dieses eine Feuersbrunst.

Erst 1655 ging man daran, die Mühle teilweise wieder herzustellen. Hans Hagenbauer hieß jetzt der Obermüller. Noch 1666 ist ein Teil Ruine. Es folgen 11 Besitzer, denen die Obere Mühle ihren Verdienst ermöglichte. Der zwölfte Eigentümer der Neuzeit, Georg Feuerstein, erbaute 1860 ein Wohnhaus westlich der Mühle.

### **1901: Neubeginn in der Oberen Mühle.**

In diesem Jahr kaufte Wilhelm von Stieber die Obere Mühle und baute sie zu einem kleinen Elektrizitätswerk (Gleichstromdynamo, 500 Volt, 75 Ampere) aus. Die von Stieber betriebene elektrische Anlage versorgte über eine Freileitung sein Schloss Ratibor und seine Leonische Drahtfabrik an der Rednitz mit Strom. Dabei entstanden sich hinziehende Streitigkeiten mit dem Bauern Feuerstein (es

existiert heute noch das „Feuersteinwehr“). Wenn dieser seine Wiesen wässerte, gelangte weniger Wasser zum Stieber'schen Elektrizitätswerk, was wiederum zu entsprechend weniger Stromleistung für das Schloss und die Fabrik führte.

1922 verlegten die Leonischen Drahtwerke ihre Flitterschlägerei (Paillettenfertigung) von der Marienstraße in Nürnberg in einen Neubau auf der Oberen Mühle, um die hier vorhandene Wasserkraft besser ausnutzen zu können. Die Herstellung der Pailletten erfolgte ausschließlich für den Export. Die Flitterfabrikation in der Oberen Mühle umfaßte neben Sortier- und Verpackungsmaschinen einen ansehnlichen Park von Flitterschlagmaschinen unterschiedlichster Konstruktion. Die Schlagzahlen der insgesamt 130 Schlagmaschinen reichten von 80 bis 180 Schlägen/Minute. Damit konnten theoretisch 1.400.000 Pailletten in der Stunde erzeugt werden, praktisch war es rund 1 Million.

17

1926 genügte die Stromerzeugung der Oberen Mühle nicht mehr den Erfordernissen. Sie musste eingestellt werden. Für das Werk an der Rednitz wurde ein Anschluss an das Netz des Fränkischen Überlandwerkes durch den Bau einer Trafo-Station geschaffen und mit der Umstellung auf Drehstrom begonnen.

1931 wurde der Export wegen der zunehmenden Weltwirtschaftskrise immer schwieriger (Schutzzölle teilweise bis 50 %). Hinzu kam, dass Leonische Waren mehr und mehr aus der Mode kamen und auch Nationaltrachten immer weniger getragen wurden (vor allem Rumänien verbrauchte große Mengen Flitter). Der Bedarf ging kontinuierlich zurück. Kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges wurde die Paillettenfertigung eingestellt.

1939 wurde die Obere Mühle 4 an Georg Gundel verkauft. Dieser fertigte vor allem Transportwagen für Segelflugzeuge, sowie den weltbekannten Schulgleiter SG 38. Nach dem Krieg war die Fliegerei in Deutschland verboten. Man versuchte es zunächst mit der Fertigung von Kleinmöbeln. Der Bedarf war aber auf Dauer zu gering, so dass Hallenteile vermietet werden mussten. Selbst eine Bonbon- und Nudelfabrik war zeitweise Einlieger (Schwager Hochmeier)

1955/56 ging die Obere Mühle 4 in den Besitz der Alex Zink Filzfabrik AG, Roth, über. Diese nutzte das Gebäude als Weberei für Meterfilze und setzte dafür Webstühle aus der Fabrik in der Münchener Straße um. Für überbreite Filze wurden eigens neue Maschinen angeschafft. Leider ging „die Filz“ 1972/73 in Konkurs.

1973 wurde die Christbaumschmuckfabrik Riffelmacher & Weinberger neuer Eigentümer der Oberen Mühle 4. Riffelmacher nutzte die Anlage als Versandlager für Handel und Import. Allerdings war die Zufahrt zwischen den Häusern hindurch und über den kleinen Steg, der über den Werkskanal führte, unbrauchbar. 1974 baute die Firma deshalb die Brücke, wie sie heute als Zufahrt zu den Parkplätzen genutzt wird. Wenig später entstand das sog. Hochlager.

## **1994: Der Weg zum Museum.**

Riffelmacher tauschte 1994 seine Fabrikanlagen im Sieh-Dich-Für-Weg und die Obere Mühle gegen städtisches Gelände in einem der Gewerbegebiete. Seitdem ist die Stadt Roth Eigentümer der Oberen Mühle. Zeitweise war die Firma Nutrichem bzw. die Freiwillige Feuerwehr Roth in Miete. Als längerfristige Nutzung war ein Parkdeck beabsichtigt. Aber es kamen die Planungen für die Stadtgartenschau dazwischen und das Fabrikmuseum des Historischen Vereins Roth suchte eine neue Unterkunft, weil die Räumlichkeiten am bisherigen Museumsstandort von der Firma Bayka, Roth, gekündigt wurden. Dankenswerter Weise erkannten Bürgermeister, Stadtrat und Stadtverwaltung die Bedeutung des Fabrikmuseums für das Image der Stadt. So erhielt unser Museum ein neues Domizil, welches auf 30 Jahre vertraglich gesichert ist.

Während der Winterpause 2000/2001 erfolgte die Umsetzung des Museums von der Otto-Schrimppf-Straße in die Obere Mühle, im April 2001 wurden die neuen Räume feierlich eröffnet.

*Quellen: „Schwabacher Unterrichtshilfen“ von Christof Haag; „Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter“ von der Österr. Akademie der Wissenschaften; „Draht. Vom Kettenhemd zum Supraleiter“ – Deutsches Drahtmuseum; Altena; „Firmenchronik“ der Leonische Drahtwerke AG, Nürnberg; Befragung von Zeitzeugen*

### **Neues Wasserrad für die Obere Mühle**

**Zur funktionellen Vollständigkeit einer Mühle gehört von jeher ein Wasserrad. Auch die Obere Mühle verfügte über eine solche Einrichtung. Der Historische Verein Roth hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, das Ensemble „Obere Mühle“ wieder zu vervollständigen, d.h. ein Wasserrad zu installieren.**

**Der Werkskanal ist noch intakt. Das Bauwerk zur Aufnahme des Wasserrades ist ebenfalls noch vorhanden. Auch die wasser- und besitzrechtlichen Verhältnisse sind abgeklärt und sogar der Entwurf für ein neues Wasserrad in Mischbauweise (Holz /Stahl) ist bereits durch einen professionellen Mühlradbauer erstellt worden. Was fehlt, ist nur das Geld. 30.000 € sieht der Kostenvoranschlag vor.**

**ABER – die Kasse des Historischen Vereins Roth ist durch den Umzug arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Es wäre wünschenswert, wenn das Rad zur Gartenschau im Frühjahr 2003 laufen könnte.**

**Würden SIE gerne dazu beitragen wollen? Auch kleinste Spendenbeträge sind willkommen! (Konto 750 232 340 bei der Sparkasse Roth, BLZ 764 500 00)**

## Bilder einer vergangenen Zeit – Roth am Sand

Jochen Röder – Fotos: Erich Hochreuther

**Als der Historische Verein Roth in Zusammenarbeit mit Erich Hochreuther und Werner Tapprich im vergangenen Jahr eine sehr gelungene Dia-Schau über Flora und Fauna rund um Roth einem fachkundigen Publikum zeigte, ließ sich nicht unbedingt vorher sehen, dass eine solche Veranstaltung nochmals zu wiederholen, geschweige denn zu überbieten sein würde. Um es vorweg zu nehmen: Dem Historischen Verein war es auch heuer wieder gelungen, mit Erich Hochreuther einen kompetenten Fachmann für eine neue Dia-Schau zu gewinnen, zu der noch mehr Besucher als im Vorjahr erschienen: 113 begeisterte Gäste erlebten eine faszinierende Zeitreise mit Bildern aus einer vergangenen Zeit über Roth am Sand.**

19

### Alte Erinnerungen wurden wach

Mit nahezu 200 Bildmotiven, ausgewählt aus seinem eigenen, schier unerschöpflichen Archiv und begleitet von sowohl informativen als auch unterhaltsamen Texten, gelang es Erich Hochreuther mühelos, seiner Zuhörerschaft das alte und vergangene Roth zu erschließen. Mancher der Anwesenden hatte dieses Gebäude, jenen Straßenzug oder jenes Wohnviertel ja selbst noch erlebt, war darin groß geworden, so dass den einen oder anderen neben der Freude über das Wiedersehen auch eine gewisse Wehmut über das Verlorene und Vergangene überkam.



*Kugelbühlstraße – Die drei „Popp Häuser“ (Die dunklen Häuser in der Bildmitte). Das Haus Nr. 23 (das rechte der drei – heute „Anno Domini“) steht heute noch. Im Haus Nr. 44 (5. von rechts) war die Synagoge untergebracht.*



*Blick zur Trauben- und Zeughausgasse. (Im Hintergrund links: die „Kugelbühlwirtschaft“ – siehe auch Bild Seite 19)*

### **Das veränderte Gesicht von Roth**

Gleichsam in einer virtuellen Stadtführung tauchte der Besucher ein in das Roth am Sand vergangener Zeiten: Er sah mit dem ältesten Foto der Diaschau die Schrecken der Brandkatastrophe vom 10./11.Juni 1878, erlebte die Wandlungen des Schlosses Ratibor und des Schlossgartens unter der Familie Stieber und entdeckte immer wieder längst Verschwundenes in den Straßen rings um das Schloss.

Auch die, die damals noch nicht in Roth wohnten, erfuhren nun sehr detailliert, dass ein gewisser Johann Georg Mayer nicht nur Lehrer und Heimatforscher war, sondern zudem auch noch den Namen „Gratismayer“ („Das geht doch gratis.“ oder „Du wirst doch dafür nichts verlangen!“) trug.

Sehr deutlich wurde bei dem weiteren „Gang“ durch die Stadt, wie viele Veränderungen gerade in den 60er- und 70er-Jahren stattfanden; ganze Häuserzeilen und Straßenzüge veränderten ihr Gesicht und nicht immer wurden sie durch gelungene Neubauten ersetzt. Immer wieder erfuhren die Zuhörer, dass ja hier nicht nur Gebäude, Geschäfte und andere Einrichtungen das Stadtbild prägten, sondern dass es eben und gerade ja auch die Menschen waren, die unser altes Roth formten und gestalteten.

So ist es auch mehr als nur bloßer Zufall, dass der Referent Erich Hochreuther von sich sagen konnte, er sei im Rathaus ( Haus Nr. 69, Teil des Rathauses) und nicht im Krankenhaus geboren.



*Beim Samen-Müller Ecke Haupt-/Städlerstraße*

Auffällig viele Gasthäuser sind verschwunden (Vater Jahn, Neues Tor, Grüner Baum, Beckstein, Zur Weintraube, Hotel zur Post), Brunnen haben ihren Standort wechseln müssen, Grünanlagen wichen der neuen Straßenführung bzw. Bebauung.

Tja, und wenn dann zum Ende des „Rundganges“ auch das letzte Rother Zugpferd des Altmaltall-Händlers Blank noch einmal den Wagen an uns vorbei zog, dann wurde allen bewusst, dass es Roth in dieser Form nur noch – aber dem Fotografen sei Dank – in Bildern gibt.

### **Umfangreiches Bildmaterial**

Bezugnehmend auf sein umfangreiches Bildmaterial konnte Erich Hochreuther vor allen Dingen auf Arbeiten von Johann Georg Mayer („Gratismayer“) sowie auf Bilder von Richard Hirthe, Schwabach, Waldemar Bitter, Oberlehrer aus Roth sowie des Rother Fotografen Gottlieb Moertel zurückgreifen. Außerdem standen ihm noch Materialien aus dem Stadtarchiv sowie aus der Sammlung von Altbürgermeister Hans Weiß zur Verfügung.

Im Gespräch mit Erich Hochreuther stellte der leidenschaftliche (Hobby?)-Fotograf und Ingenieur, der nahezu all seine Bilder auch selbst entwickelt und bearbeitet, aber auch seine Sicht dieser städtebaulichen Veränderungen dar: Nicht Bewahren alter bzw. maroder Bausubstanz um jeden Preis ist anzustreben, sondern da, wo es möglich und machbar ist, einen Konsens mit unserer heu-



*Ziegelgasse – „Frombergershaus“*

tigen Zeit zu finden. Das harmonische Einbinden in das Gesamtensemble solle erreicht werden, was auch mit modernen Baustoffen zu leisten möglich ist. „Das Gesicht eines Hauses, einer Stadt ist wichtig!“

### **Förderung des Heimatgedankens**

Abschließend darf zu dieser Dia-Schau ein eindeutiges und äußerst erfreuliches Fazit gezogen werden: Mit dieser Veranstaltung und Thematik ist es dem Historischen Verein Roth sehr deutlich gelungen, einen großen Kreis von Interessenten anzusprechen und für die Arbeit und das Anliegen des Vereins – Förderung des Heimatgedankens, des Geschichtsbewusstseins und des kulturellen Lebens – zu wecken.

Unser herzlicher Dank gilt allen Verantwortlichen sowie insbesondere nochmals Erich Hochreuther.

# Klösterliche Arbeiten im Rother Fabrikmuseum

Hans Gsänger

**Mit einem feierlichen ökumenischen Gottesdienst wurde am Freitag, den 18. April 2002 im Rother Fabrikmuseum eine Ausstellung der besonderen Art eröffnet. „Klösterliche Arbeiten“ – so lautete das Thema dieser Ausstellung – zu der sich am Eröffnungsabend um 18.00 Uhr neben Pfarrer Dr. Karl Eberlein von der evangelischen und Diakon Heinrich Hofbeck von der katholischen Kirchengemeinde auch Frater Markus Arnold vom Kloster Niederaltaich bei Deggendorf, die gesamte Vorstandschaft und viele weitere Mitglieder des Historischen Vereins Roth sowie weitere zahlreiche Besucher aus Stadt und Land eingefunden hatten.**

23

## Wie es zur Ausstellung kam

Die Sonderausstellung in den auf den ersten Blick für klösterliche Arbeiten ungewöhnlichen Räumen des Fabrikmuseums war auf eine Initiative von Hanna Thorbeck zustande gekommen. Frater Markus weilte auf Einladung bei Familie Thorbeck. Im Rahmen seines Rother Aufenthalts besuchte er auch das Fabrikmuseum, von dem er beeindruckt und begeistert war. Er wollte das Museum gar nicht mehr verlassen, entdeckte er doch hier Webstühle und Maschinen, mit denen Borten, Bänder, Bouillon und andere „leonische“ Produkte auch heute noch hergestellt werden können: alles Materialien, die er in seinen Kunstwerken verarbeitet. Er kannte zwar die Produkte, hatte aber noch nie gesehen, wie sie hergestellt werden bzw. wie sie in früheren Zeiten bereits hergestellt werden konnten (in Roth beispielsweise schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts).

In Gesprächen zwischen Frau Thorbeck und Frater Markus einerseits sowie dem Vorsitzenden des Historischen Vereins Roth, Hans Gsänger, dem Leiter des Fabrikmuseums, Walter Gsänger, und der erweiterten Vorstandschaft des Historischen Vereins andererseits kam man schnell überein, dass Frater Markus, der ähnliche Ausstellungen bereits in Berlin, Weiden, Plattling und Kastl laufen hatte, auch im Rother Fabrikmuseum eine Ausstellung seiner Kunstwerke, die mit leonischen Produkten in einer innigen Verbindung stehen, durchführen könne, ja sogar durchführen solle.

Die Rother Mitglieder des Historischen Vereins waren von dem Angebot einer solchen Ausstellung nicht zuletzt auch deshalb sofort angetan, als es schon eh und je ihr Bestreben ist, neben den Aktivitäten im ureigensten Bereich, d. h. neben den Führungen im Fabrikmuseum, den Besuchern auch immer wieder etwas Besonderes und Außergewöhnliches zu bieten, vor allem, wenn es Dinge sind, die mit der Historie von Roth, insbesondere aber mit der leonischen Industrie in einer gewissen „Verwandtschaft“ stehen.

So waren also Initiatoren und Organisatoren an die Vorbereitung der Rother Ausstellung herangegangen. Und nachdem Frau Thorbeck mit ihrem eigenen Fahrzeug die Exponate in Niederaltaich geholt hatte, der Privatverein Roth, allen voran der Vorsitzende Hans-Christian Fiegl und der Eigentümer der Ausstellungenvitrinen, Walter Mehl, in dankenswerter Weise mit Rat und Tat großes Entgegenkommen gezeigt hatten, stand der fristgerechten Ausstellungseröffnung nichts mehr im Wege.

### **Ausstellung verlängert**

24 Die Präsentation der Kunstwerke von Frater Markus war zunächst bis 12. Mai 2002 vorgesehen. Da aber die Ausstellung in Verbindung mit einem Besuch des Fabrikmuseums weit über die Grenzen der Stadt und der Region hinaus ein überaus großes Echo gefunden hatte – dank einer Werbung im Eichstätter Bistumsblatt waren viele Einzelbesucher und Besuchergruppen vor allem auch aus dem Einzugsgebiet dieses Blattes gekommen – wurde die Ausstellung bei weiter überdurchschnittlichem Besucherandrang bis 16. Juni 2002 verlängert.

Erwähnt darf in dem Zusammenhang noch werden, dass zwei Wochen nach Ausstellungsbeginn auch der Deutsch-Russische Chor aus Nürnberg – ebenfalls durch die Initiative von Hanna Thorbeck – dem Fabrikmuseum und der Ausstellung einen Besuch abstattete und diesen mit einem von etlichen Rothern sehr gut besuchten Chorproben-Abend verband.

Alles in allem hatte die Sonderausstellung „Klösterliche Arbeiten“ dem Rother Fabrikmuseum für mehrere Wochen ein besonderes Gepräge gegeben. Jeder Besucher war von der Ausstellung begeistert und viele haben dies auch in Wort und Schrift (u. a. durch Einträge in das Gästebuch des Museums) zum Ausdruck gebracht. Dass diese Ausstellung gleichzeitig eine Werbung für das Fabrikmuseum mit seinen im wesentlichen noch funktionierenden Maschinen und Geräten gewesen ist, war für die Museumsverantwortlichen ein höchst erfreulicher Nebenaspekt.

### **Wer ist Frater Markus?**

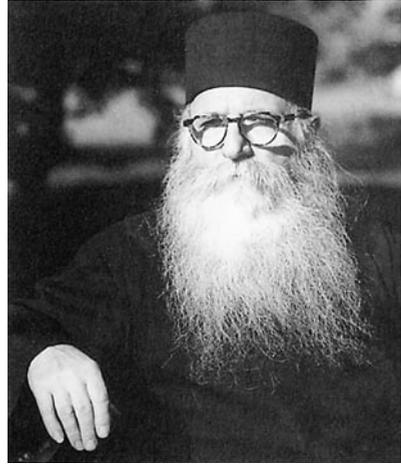
Wer die Ausstellung nicht gesehen hat, wird sich wahrscheinlich fragen, wer denn Frater Markus überhaupt ist und was man alles unter dem Begriff „Klösterliche Arbeiten“ zu verstehen hat. Dazu darf ich Hans Peuschel (Firma LEONI AG), und Johannes Molitor zitieren, welche die Vorworte zu zwei entsprechenden Bildbänden von Inge Schmidt aus Hof und besagtem Frater Markus aus Niederaltaich geschrieben haben.

Sehen wir uns zunächst Frater Markus etwas näher an:

„Frater Markus Arnold OSB wurde 1934 in Weiden/Oberpfalz geboren. 1962 wurde er Benediktinermönch in der Abtei St. Mauritius in Niederaltaich. Die Abtei wurde 741 gegründet; nach-

dem sie 1803 der Säkularisation zum Opfer fiel, erfolgte 1918 die Wiedergründung. Niederaltaich liegt zwischen Regensburg und Passau nahe Deggendorf an der Donau, die hier unreguliert als Strom erlebbar ist.

Seit 1972 gehört Frater Markus der Byzantinischen Dekanie an, deren Mönche das Stundengebet und die Liturgie nach der Überlieferung der orthodoxen Kirche innerhalb der katholischen Kirche im byzantinischen Ritus feiern. Gemäß ostkirchlicher Tradition wird hierbei die Landessprache benutzt, in der musikalischen Gestaltung folgt man mehrheitlich der russischen Tradition.



*Frater Markus Arnold OSB*

Der Geist der ostkirchlichen Spiritualität findet in der freudigen und an Hymnen reichen Liturgie sowie in der Heiligen- und Ikonenverehrung besonderen Ausdruck. Frater Markus hat mit seinem voluminösen Bass wesentlichen Anteil daran.

Als Schneider gestaltet er die Liturgie auch durch seine geschaffenen liturgischen Gewänder mit. Und es überrascht nicht, dass Frater Markus seit 1992 eine neue Sprache seiner Lobpreisungen entdeckte, indem er anfing, Klosterarbeiten herzustellen. Für ihn sind diese „Schönen Arbeiten“, die in der Tradition der altkirchlichen Heiligen- und Reliquienverehrung stehen, bildgewordene Hymnen.

Die Arbeiten von Frater Markus Arnold sind hauptsächlich Drahtarbeiten sowie Arbeiten aus zu Ornamenten gerollten Papierstreifen („Krüll“), Perlen und farbigen Glassteinen. Im Mittelpunkt seiner Arbeit steht meist ein Andachtsbild, eine Wachsarbeit, ein geschnitzter Mandelkern oder eine kleine, auf Holz oder Porzellan gemalte Ikone, die für den Künstler eigens in St. Petersburg gemalt werden. Als Mitglied der „Byzantinischen Dekanie“ der Abtei Niederaltaich hat Frater Markus eine besondere Beziehung zur russischen Religiosität. In der Ostkirche wurden Ikonen mit einem Überfang („Oklad“) verhüllt, die teilweise nach abendländischem Vorbild mit Silber- oder Goldfäden gearbeitet waren. In der Verbindung der östlichen Bilderwelt mit westlichen Traditionen sieht Frater Markus das eigentlich Neue seiner Klosterarbeiten.

Was der Künstler aus den meist vorgefertigten, vorgegebenen Materialien schafft, welche Materialien er auswählt, wie er sie verarbeitet, entscheidet sein persönliches Stilgefühl. Natürlich verwendet er traditionelle Schmuckelemente wie Weintrauben oder Ähren als christliche

Symbole, ordnet die Papierstreifen und den Draht wie vor 200 Jahren in S- und C-Bögen oder Spiralen mit dem Formenschatz des Barock an. Frater Markus kennt die besondere Bildersprache seiner Vorbilder. Wie und mit welchen Materialien er jedoch das Bild im Zentrum fasst, wie der „aus Einzelornamentstückchen mehr oder minder dicht gefügte bis teppichhaft geschlossene, immer rechteckige Rahmen“ in seiner Fern- und Nahwirkung entsteht, welche räumliche Tiefe und plastische Differenzierung durch die verschiedenen Materialschichten hervorgerufen wird, ist seine individuelle Arbeit, die sich dem Betrachter durch einen meditativen Vorgang erschließt. Trotz der großen Fülle von Einzelteilen wirkt letztlich ein „klares System einer strukturellen Ordnung“. Nur geduldiges, fingerfertiges Arbeiten schafft eine so reich wirkende Verzierung, deren kleinste Flächen das Licht auffangen und es je nach dem Blickwinkel des Betrachters verschieden reflektieren.“

Soviel zu Frater Markus. In dem Bildband über die künstlerische Arbeit von Frater Markus schreibt Johannes Molitor in seinem Vorwort zu den Klosterarbeiten u. a. folgendes:

„Schon im 18. Jahrhundert bezeichnete man die hauptsächlich in Klöstern angefertigten kunstgewerblichen Gegenstände als „Klosterarbeiten“ oder „Schöne Arbeiten“. Sie wurden aus den verschiedensten Materialien mit einfachsten technischen Mitteln hergestellt, mit großem handwerklichen Geschick, großem Zeitaufwand und viel Geduld. Die Künstler sind bis auf wenige Ausnahmen unbekannt, doch stehen die archivalischen Forschungen und eine wissenschaftliche Zusammenschau erst am Anfang.

Klosterarbeiten gibt es in einer außergewöhnlichen Vielfalt. Auf den Altären der Barockkirchen ruhten die mit prächtigen Gewändern, Gold- und Silberfäden, farbigen Glassteinen, mit Flussperlen und oft auch Edelsteinen geschmückten Skelette der sog. Katakombenheiligen. Daneben entstanden zahlreiche „Annahände“, „Nepomukzungen“, „Agnus Dei“, Kastenreliquiare und Reliquienkapseln, Primizkrönchen und Professkränze, Stickereibilder, Stoffapplikations- und -klebebilder, Andachtsbilder, Spitzenbilder, Krüllarbeiten, Hausenblasenbilder, Reisealtären, Wachsarbeiten, gestickte Paramente, „Fatschnkindl“, geschmückte Behältnisse für das „Walburgisöl“, „Wettersegen“. Viele dieser Klosterarbeiten sind sog. Phylakterien, die „durch die Kraft des Glaubens Schutz und Hilfe in Krankheit, bei Unwetter und anderen drohenden Gefahren“ schützen sollten.

Wer sich ihrem historischen, geistigen, religiösen, volkskundlichen, liturgie-, kunst- und frömmigkeitsgeschichtlichen Hintergrund nähert, dem eröffnet die „besondere Bildersprache“ der Entstehungszeit ein „Fenster zum Paradies“. Klosterarbeiten sind der Ausdruck einer tiefen Gläubigkeit, sie sind „bildgewordene Gebete“, nicht nur Kunstform, sondern auch Andachtsform.

Die geschichtlichen und geistigen Wurzeln der Klosterarbeiten sind äußerst vielfältig. Sie reichen bis ins Mittelalter mit seiner starken Reliquienfrömmigkeit und Mystik. Der Besitz von Reliquien bedeutete Macht und Schutz. Die ersten Klosterarbeiten, die noch erhalten sind, entstanden um 1470/80 im Frauenkloster Ebstorf in Niedersachsen. In diese aus Draht, Textilien und vergoldetem Kupferblech gearbeiteten „Paradiesgärtlein“ waren Reliquien eingelassen: Die Nonnen stellten ihr Leben unter den Schutz der Heiligen. Und in den Zentren der mystischen, visionären Herzensbildung entstanden die ersten gemalten Gebetszettel und Andachtsbildchen.

In der Gegenreformation des 17. und 18. Jahrhunderts blühten die Klosterarbeiten richtig auf: Im Gegensatz zum lutherischen Wortprinzip sollen jetzt alle Sinne angesprochen werden, sollte der „wahre“ Glaube auch sichtbar dargestellt werden.

Die kostbaren Materialien, das Gold und das Silber, die Perlen und Edelsteine spiegeln die Bedeutung der Reliquien wider. Waren diese Heiligen doch Vorbilder für den Glauben, den es jetzt im Kampf gegen die Protestanten mit allen Mitteln der barocken Repräsentation zu propagieren galt. Ständig sollte der katholische Glaube sichtbar sein. Nicht nur mit einer prachtvoll ausgeschmückten Kirche, dem „Thronsaal Gottes“, auch mit den farbenprächtigen und kostbaren Klosterarbeiten holte man den Himmel auf die Erde; und diese Gegenstände mussten so schön gemacht werden, wie man sich den Himmel vorstellte. Dazu kommt auch immer noch das ausgeprägte Bedürfnis der Menschen, das Heilige unmittelbar, real zu erleben und anfassen zu können.

Eine andere Wurzel liegt in der besonderen klösterlichen Lebensweise, in dem auch die Handarbeit als Gebet gilt, als „Beten mit den Händen“, als Meditation. „Dass in allem Gott verherrlicht werde“, ist ein Leitspruch der benediktinischen Ordensregel. Und immer spielt auch das menschliche Bedürfnis eine Rolle, sich „spielerisch zu beschäftigen und Schönes zu schaffen“.

Außer dieser primären Zweckbestimmung wurden Klosterarbeiten oft als Geschenke, Andenken oder auch als Zellschmuck verwendet. Sicher hat auch die wirtschaftliche Notwendigkeit die Herstellung von Klosterarbeiten gefordert und gefördert, so in manchen Klöstern bis in unser Jahrhundert herein.

Klosterarbeiten finden sich im gesamten katholischen Raum, vor allem in Altbayern, Schwaben und Franken, in Südtirol, Österreich, der katholischen Schweiz, in Böhmen und Ungarn, in der Slowakei, Polen und Litauen, im Rheinland bis Belgien, Frankreich, Italien, aber auch in der Ukraine und im europäischen Russland, das auch vom barocken Frömmigkeitsideal beeinflusst war.

Bei der handwerklichen Gestaltung der Klosterarbeiten sind der Phantasie und dem Ideenreichtum keine Grenzen gesetzt. Bis ins 20. Jahrhundert bleibt die Technik jedoch immer ähnlich, wodurch die Datierung sehr erschwert wird. Grundlegend ist allen Klosterarbeiten der „spielerische Umgang mit dem kleinen Format ... in Verbindung von mühevoller Handarbeit mit klösterlicher Privatandacht und Devotion“. Als Techniken finden sich Nähen, Sticken, Stechen, Schneiden, Kleben, Kaschieren, Drapieren, Malen, Stanzen, Modeln und Gießen sowie bei den Drahtarbeiten das Anfertigen von Bouillon. Unter letzterem versteht man aus Silber- oder Golddraht gebildete dichte Spiralen, durch die Fäden geführt werden, um sie zu formen und auf einer mit Stoff überzogenen Unterlage zu befestigen.“

In Ergänzung zu den vorstehenden Ausführungen von Johannes Molitor darf ich den Nürnberger Hans Peuschel zitieren, der das vor einigen Jahren erschienene Buch „Klosterarbeiten“ von Inge Schmidt mit seinem Vorwort wie folgt einleitet:

„Dieses Buch ist einer alten Volkskunst gewidmet, die seit einiger Zeit immer mehr Anhänger findet – den sogenannten „Klosterarbeiten“. Ihr Ursprung geht auf das Mittelalter zurück, das von einer tiefen Reliquienfrömmigkeit geprägt war. Dem mittelalterlichen Menschen bedeutete Reliquienbesitz Macht und Schutz. Wie Amulette wurden Reliquien in Beuteln und Kapseln auf dem Leib getragen. Zur Verwendung im eigenen Haus wurden Heiligtümer in Tafeln gefaßt und auf die Altäre gestellt (die sogenannten Altarpyramiden). Es entstanden kunstvoll gefaßte und verzierte Heilige Leiber (sterbliche Überreste von Heiligen), geweihte Heiligenbilder und Wachsmedaillons (sogenannte Agnus Dei), Primizkrönchen, Andachtsbilder („Klostertaferl“), gewickelte Jesuskinder („Fatschnkind“) und vieles andere mehr.

Klosterarbeiten sind – da sie nicht von professionellen Händen hergestellt wurden – der Volkskunst zuzuordnen, auch wenn sie vielfach eine sehr hohe künstlerische Qualität aufweisen. Gepflegt wurde diese Kunst vor allem in Frauenklöstern, wie etwa bei den Ursulinen in Neuburg an der Donau und in Landshut, den Englischen Fräulein in Augsburg, den Franziskanerinnen in Augsburg, den Dominikanerinnen in Wettenhausen, den Benediktinerinnen von St. Walburg in Eichstätt und den Zisterzienserinnen in Oberschönenfeld.

Klosterarbeiten wurden aber auch in Männerklöstern angefertigt, insbesondere in den die Volksfrömmigkeit prägenden Jesuitenkonventen, in den Bendediktiner- und Zisterzienserklöstern. Besondere Berühmtheit durch außergewöhnliche und im Stil unverkennbare Kunstfertigkeit erlangte ein Laienbruder in der Zisterzienserabtei Waldsassen, Frater Adalbert Eder, der 1707 in Tirschenreuth geboren wurde und 1777 in Waldsassen verstarb. Er fertigte Klosterarbeiten von solcher Vollendung, dass er als Meister der „Schönen Arbeiten“ angesehen wird.

Von ihm stammen viele heute noch erhaltene Klostertaferl, Verzierungen von Kastenkruppen und vor allem die kunstreichen barocken Fassungen der 10 „Heiligen Leiber“ (Skelette von Katakombenheiligen), die in der ehemaligen Zisterzienser-Klosterkirche, jetzt Basilika und Pfarrkirche von Waldsassen, in kunstvoll geschnitzten, vergoldeten Schreinen aufbewahrt und verehrt werden.

Die Eder-Technik ist übrigens bis heute ein Geheimnis geblieben. Diese fast schon an Goldschmiedearbeiten erinnernde Kunstfertigkeit hat bis zum heutigen Tag niemand mehr erreicht.

Losgelöst von der ursprünglichen, stets religiösen Zweckbestimmung sind Klosterarbeiten heute Bestandteile öffentlicher wie privater Sammlungen. In den Klöstern selbst ist dieses Kunsthandwerk nahezu ausgestorben. Nur vereinzelt beherrschen Klosterfrauen noch diese Technik. So stellt zum Beispiel Schwester Sopatra von den Armen Franziskanerinnen von Mallersdorf alljährlich das Tugendkränzchen für den Pfingstritt von Kötzting (bei Cham im Bayerischen Wald) in hingebungsvoller Kleinarbeit her.

Aber auch außerhalb der Klöster gibt es verdienstvolle Frauen, die sich dieser ungewöhnlichen Kunstform verschrieben haben. Eine, die es zu besonderer Meisterschaft gebracht hat, ist Inge Schmidt aus Hof, die sich in jahrelanger Arbeit mit diesen Kunstwerken beschäftigte und auseinandersetzte. ... Vor allem die Altarbilder hatten es ihr angetan. Diese phantasievollen, naiv-frommen Kunstwerke wurden mit einfachen technischen Mitteln, aber meist unter großem Aufwand von Zeit, Geduld und Fleiß angefertigt. Verwendet wurden dabei neben den sogenannten „Leonischen Waren“ wie Draht, Gespinst und Bouillon auch vielfältige andere Materialien, wie z.B. Textilien, Wachs, Papier, bunte Glassteine, Perlen, Flitter, Pailletten, Borten, Klöppelspitzen, Spiegelglas und getrocknete Gräser. ...

Das eingangs erwähnte Interesse der Menschen an den „Schönen Arbeiten“ erstreckt sich ... keineswegs nur auf das Entdecken und Betrachten. Viele sind so fasziniert, daß sie sich selbst an die Herstellung solcher Kunstwerke heranwagen. Für dieses Spezialgebiet werden inzwischen zahlreiche Kurse angeboten und auch das eine odere andere Anleitungsbuch ist schon erschienen. Doch was bisher gefehlt hat, war ein Bildband voller Anregungen und brauchbarer kopierfähiger Vorlagen.

Die LEONI AG, Nürnberg, einer der weltweit wenigen Hersteller von Leonischen Waren (Gold- und Silbergespinste, Plätte, Bouillon), hat diese Marktlücke erkannt und deshalb Inge Schmidt bei der Herausgabe dieses Buches unterstützt, das aufgrund des regen Interesses bereits in 2. Auflage erschienen ist. Wenn es dazu beiträgt, den Weg zu einer sinnvollen (Freizeit-) Beschäftigung zu ebnen, dann hat es seinen Zweck erfüllt.“

Soweit die Ausführungen von Hans Peuschel. Er ist übrigens nicht nur Mitglied des Historischen Vereins Roth, sondern arbeitet in dessen erweiterter Vorstandschaft engagiert und intensiv mit. Nicht zuletzt leistet er unserem Fabrikmuseum und damit dem Historischen Verein auch als Bindeglied zum Unternehmen LEONI wertvolle Dienste.

Noch ein Satz zum Thema „Klösterliche Arbeiten im Rother Fabrikmuseum“ bzw. zu unseren Zukunftsplänen:

Nach dem außerordentlich positiven Echo der Sonderausstellung in der Öffentlichkeit wird sich der Historische Verein auch in Zukunft bemühen, neben anderen Aktivitäten immer wieder museale Höhepunkte in das Fabrikmuseum einzubringen.

**30**



*Bild oben und nebenstehende Umschlagseite:  
Klosterarbeiten von Frater Markus Arnold OSB*





**Historischer Verein Roth e.V.**

**Fabrikmuseum**

Obere Mühle 4

D-91154 Roth

Telefon (091 71) 605 64 oder (091 71) 85 66 61

[www.fabrikmuseum-roth.de](http://www.fabrikmuseum-roth.de)